



Tuchels Auftrag

Der Wunschtrainer des Scheichs: Thomas Tuchel soll mit Paris Saint-Germain die Champions League gewinnen. Das könnte sich mal wieder schwerer gestalten als gedacht.

Von Romain Bougourd, Paris

Gemischte Gefühle: Seine Mannschaft weiß Thomas Tuchel hinter sich, mit anderen im Verein ist das Verhältnis weniger entspannt.

Foto picture alliance

Im vergangenen Sommer wurde Thomas Tuchel in Paris mit Skepsis empfangen. Favoriten als neuer Trainer von Paris Saint-Germain waren schließlich andere: Luis Enrique, Carlo Ancelotti oder Mauricio Pochettino. Tuchel war für viele der große Unbekannte. Er galt als unerfahren, als zu wenig erfolgreich für einen Verein, in dem die Besitzer aus Qatar seit 2011 mehr als eine Milliarde Euro investiert haben, um die Champions League zu erobern. Tuchel hatte bis dahin mit Dortmund nur den DFB-Pokal gewonnen. Seit seiner Vorstellung in Paris sind rund neun Monate vergangen – Tuchel hat inzwischen viele in der französischen Hauptstadt von sich überzeugt, die wirklichen Prüfungen aber stehen ihm noch bevor. Der Maßstab, an dem er gemessen wird, ist die Champions League.

In der kommenden Woche trifft Paris im Achtelfinale auf Manchester United. Am Tag der Auslosung, am 17. Dezember, schienen die Kräfteverhältnisse eindeutig: Paris siegte nach Belieben in der Ligue 1, überstand auch die schwere Vorrundengruppe in der „Königsklasse“ mit dem FC Liverpool und dem SSC Neapel. Manchester United war unter Trainer José Mourinho mehr und mehr in die Krise geraten. Einen Tag nach der Auslosung aber wurde der Portugiese entlassen, und sein Nachfolger Ole Gunnar Solskjær brachte es fertig, das Gesicht des Teams grundlegend zu verändern. Am vergangenen Spieltag konnte er sehen, wie Paris beim 1:2 in Lyon das erste

Ligaspiel der Saison verlor. Die Vorzeichen haben sich geändert. Paris ist nicht mehr der große Favorit gegen Manchester, auch wenn Tuchel sagt: „Es gibt keinen Grund, an uns zu zweifeln.“

Tuchel fehlen zwei Stützen seiner Mannschaft: Marco Verratti verletzte sich Mitte Januar am linken Sprunggelenk und fehlt seither als Stabilisator im Mittelfeld. Kurz danach traf es Superstar Neymar. Der Brasilianer erlitt einen Mittelfußbruch und fällt voraussichtlich bis Mitte April aus. Umso mehr wird Tuchel gefragt sein in den heißen Wochen dieser Spielzeit. „Für mich ist mein Trainer der beste der Welt, und er hat es heute bewiesen“, sagte PSG-Präsident Nasser Al Khelaifi nach dem 2:1-Sieg gegen Liverpool Ende November. „Mein Trainer“ – das hat der Mann aus Qatar wirklich gesagt. Dabei hatte Al Khelaifi keinen Einfluss auf die Verpflichtung von Tuchel, die Entscheidung wurde eine Stufe über ihm getroffen: Qatars Staatsoberhaupt Emir Tamim Al Thani, der Mehrheitseigner von Paris Saint-Germain, hat den Deutschen persönlich ausgewählt. Entscheidend war ein persönliches Treffen der beiden in Doha, bei dem Tuchel nicht nur mit perfektem Französisch gepunktet haben soll, sondern auch mit detaillierten Kenntnissen des Klubs und seiner eigenen Spielidee.

Als exzellenter Trainer galt Tuchel schon in Deutschland. Mainz 05 führte er bis in die Europa League, ließ zum Teil zügellosen Angriffsfußball spielen und mischte in einzelnen Spielen auch

immer wieder die Großen der Republik auf. In Dortmund trat er die Nachfolge von Jürgen Klopp an, führte den Verein zweimal in die Champions League und gewann den DFB-Pokal. Und doch zeigte Tuchel bei beiden Vereinen, dass er ein schwieriger Typ sein kann. Mainz wollte er ein Jahr vor Vertragsende verlassen. Als ihm der Klub dies verweigerte, erzwang er seinen Abschied und machte ein Sabbatical. In Dortmund überwarf er sich mit den Klub-Oberen, dem Chefscout und Teilen der Mannschaft.

Tuchel ist ein Besessener. Er verordnet sich selbst Low-Carb-Diäten, versucht seine Spieler zu kontrollieren, wo es nur geht, will am liebsten nichts dem Zufall überlassen. In Paris sind sie voll des Lobes über ihn: „Der Trainer hat eine positive Stimmung geschaffen, ein Einheitsgefühl. Er hat uns enger zusammenwachsen lassen. Auf dem Feld – und im Leben“, sagt Stürmer Edinson Cavani. Der Mann aus Uruguay galt lange als eine der großen Ich-AGs in Paris. Die andere: Neymar, im Sommer 2017 für 222 Millionen Euro vom FC Barcelona verpflichtet. In der ersten Saison trafen beide immer wieder in einem internen Hahnenkampf aufeinander, inzwischen hat Tuchel die Gemüter beruhigt. „Ich habe seit unserem ersten Gespräch große Zuneigung für ihn entwickelt, und wenn man sich eine große Zuneigung für seinen Trainer fühlt, gibt man sein Leben für ihn auf dem Platz“, sagt Neymar: „Ich werde für ihn mein Bestes geben.“ Dieses herzliche Miteinander zwischen

dem Trainer Tuchel und seinen Spielern, das auch öffentlich zur Schau gestellt wird, kannte man in dieser Form weder aus Mainz noch aus Dortmund.

Die Mannschaft weiß Tuchel hinter sich, mit anderen im Verein geht er beinahe schon wieder auf Konfrontationskurs. Seine Beziehung mit Sportdirektor Antero Henrique ist seit Monaten belastet. Kern der Auseinandersetzung ist die Verpflichtung eines defensiven Mittelfeldspielers, die Tuchel schon im Sommer vergebens gefordert hatte. Nach der Verletzung von Verratti wurde der Druck noch einmal größer, Henrique verpflichtete den Argentinier Leandro Paredes für rund 45 Millionen Euro von Zenit St. Petersburg. Doch es dauerte, bis der Transfer offiziell gemeldet wurde. In der Zwischenzeit echauffierte sich Tuchel deshalb beim TV-Sender Canal+: „Ich warte auf ihn seit ein paar Tagen. Ich habe überall gesucht, in den Duschkabinen, auch mit dem Hausmeister habe ich gesucht, aber er ist nicht da.“ Es war Tuchels Art der Kritik. Nach Abschluss des Transfers sagte er: „Wenn Sie mich fragen, ob ich insgesamt zufrieden bin – nein, das bin ich nicht“, sagte er nach der Niederlage in Lyon: „Ich habe meine Meinung, Henrique hat seine eigene.“ Schon spekulieren französische Medien, dass der Konflikt zwischen Tuchel und Henrique dazu führen wird, dass im Sommer einer der beiden gehen muss. Im Moment scheint sicher, wer: Henrique. Er könnte von Arsène Wenger, dem langjährigen Trainer von Arsenal London, ersetzt werden.

Tuchel wirkt inzwischen weniger verbissen. Nach dem Sieg im französischen Supercup im vergangenen August gegen Monaco sang er noch in der Mixed Zone „Happy“ von Pharrell Williams. Ein Video davon wurde zum Hit in den sozialen Medien. In der Winterpause nahm Tuchel mit seinem Team an einem Kamelrennen in Qatar teil. Trainer und Spieler saßen dabei in Autos, sie feuerten die Tiere über Funkgeräte an – und am Ende lief das Kamel von Tuchel und seinem Assistententrainer Camara als Erstes ins Ziel. Danach erklärte Tuchel auf der Homepage des Vereins: „Das Wichtigste ist zu gewinnen. Dafür musst du jederzeit bereit sein. Wenn wir als Trainer nicht gewinnen, wie können wir dann diesen Siegeswillen übermitteln?“ Arm in Arm standen beide Trainer da, während Tuchel sprach.

Der deutsche Trainer hat Paris bereits geprägt. Unter seinem Vorgänger Unai Emery spielte die Mannschaft zumeist im 4-3-3-System, taktische Feinheiten waren so gut wie nicht zu erkennen. Die starken Individualisten sollten den Unterschied machen – und taten es nicht immer. Tuchel wechselt nunmehr die Systeme, beginnt auch mal in einer 4-4-2-Grundordnung, wechselt im laufenden Spiel in ein 3-5-2 und manchmal auch wieder zurück. Liverpool mit Trainer Jürgen Klopp hat er so überrascht und besiegt. Nun steht Manchester vor der Tür zum Viertelfinale der Champions League. Für Tuchel eine erste Meisterprüfung.



Erst die Aussicht auf eine Medaille bei der Weltmeisterschaft, dann der 20. Spieltag der Handball-Bundesliga in Göppingen – für Patrick Wienczek und seine Nationalmannschaftskollegen beim THW Kiel dauerte diese Zeitreise der besonderen Art nur elf Tage. Kein Wunder, dass der Neunundzwanzigjährige nun über „diese Leere im Kopf“ klagt. Handballspieler sind Getriebene. Jedes Jahr im Winter, dann also, wenn sich Fußballprofis von der Vorrunde erholen und im milden Klima des Südens auf die Rückrunde vorbereiten, wird eine WM oder EM ausgetragen. 10 Spiele in 18 Tagen waren es dieses Mal für die Deutschen, dazu die Reisen von Berlin nach Köln nach Hamburg und Herning in Dänemark. Worrüber andere Sportler nur den Kopf schütteln, das zählt für Handball-Nationalspieler zum Berufsalltag.

Zwei freie Tage hat Wienczek nach der WM bekommen, den Montag und den Dienstag vergangener Woche, am Mittwoch musste er wieder beim THW Kiel auflaufen und am Abend gleich ein Testspiel bestreiten. Zwei Tage danach traf die Nationalmannschaft im All-Star-Game auf die besten Ausländer der Liga. Handballer auf Spitzenniveau werden inzwischen wie Zirkuspferde von einer Manege in die nächste getrieben. Ein Rhythmus, der einen in den Wahnsinn treiben kann. Auch deshalb sagte der französische Star Nikola Karabatic, dass er nur dann einmal Ruhe habe, wenn er verletzt sei.

Dass das ein Problem ist, kann keine Überraschung sein. Die Profis protestieren schon seit Jahren, aber erst jetzt scheint ihr Anliegen auf Resonanz zu stoßen. Spieler, die in der Liga, in der Champions League und der Nationalmannschaft gefordert sind und so auf mehr als siebzig Pflichtspiele pro Jahr kommen, sollen künftig mehr Regenerationsphasen bekommen. Auch der Welthandball-Präsident Hasan Mustafa deutete an, dass er sich dafür einsetzen werde, dass es bei der nächsten WM mehr Ruhetage gebe. Wie das möglich sein soll, ist ein Rätsel: Bei den Titelkämpfen 2021 in Ägypten sind erstmals 32 statt 24 Teams dabei.

Nach dem Spiel in Göppingen ist Wienczek mit dem THW Kiel übrigens von Stuttgart nach Spanien weitergefliegen. An diesem Sonntag tritt das Team dort im EHF-Pokal auf BM Granollers. Wienczek sagt, dass das sicher eine tolle Partie für die Zuschauer werde. Die Rechnung aber bekommen die Spieler.

KOPF DER WOCHE LINDSEY VONN

Letzte Vorstellung des Zirkus Vonn

Abschied von der Drama-Queen: Die Amerikanerin beendet ihre Karriere, manche Konkurrentin wird froh darüber sein. Von Michael Eder

Man nennt es Skizirkus. Warum eigentlich? Weil die Alpen durch die Welt ziehen, von Ort zu Ort, ihr Programm abspulen, Zelte auf- und abbauen, immer unterwegs sind und scheinbar nirgendwo zu Hause? Und weil Artisten ihre Kunststückchen zeigen, durch Stangenwälder brettern, Eispisten hinunterjagen, in Fangnetze knallen? Ja, das hat ein bisschen was von Zirkus. Aber richtig Zirkus, das machte in den vergangenen Jahren nur eine, und die hört an diesem Sonntag auf: Lindsey Vonn, 34 Jahre alt, Amerikanerin, eine der besten Skirennläuferinnen, die es jemals gab, und ganz bestimmt die nervigste. Wenn dieser Sonntag vorbei ist, ihr letztes Rennen, ihre letzte Abfahrt (12:30 Uhr/ARD und Eurosport), wenn die Amerikanerin mit Tränen in den Augen und womöglich sogar mit einer Medaille um den Hals den Zirkus verlassen hat,

dann werden viele Konkurrentinnen drei Kreuze machen und sagen: Gott sei Dank. Die Tage in Åre in Schweden, wo in diesen Tagen die Weltmeisterschaften stattfinden, können noch einmal als Musterbeispiel dienen, wie sich Lindsey Vonn selbst inszeniert, wie sie sich mit allen Mitteln ins Rampenlicht schiebt, wie sie Fahrerinnen zur Seite drängt, die längst viel besser sind als sie, ihre fabelhafte Teamkollegin Mikaela Shiffrin vorneweg.

Lindsey Vonn spielt in Åre noch einmal alle ihre Rollen, wie sie das seit Jahren tut. Sie ist die Drama-Queen, von Schmerzen gebeutelt nach ihrem Sturz im Super-G und den Folgen einer überlangen Karriere mit zahlreichen Verletzungen. Sie ist die enttäuschte Superfrau, die nicht mehr schafft, was sie in den Jahren zuvor immer wieder verkündet hat: dass sie in der Abfahrt gegen

Männer fahre, dass sie Ingemar Stenmarks Rekord angreifen werde, dessen 86 Weltcupsiege.

Lindsey Vonn ist noch immer eine beachtenswerte Artistin auf den Ski, sie ist aber auch der krampfhaft überdrehte Pausenclown, der sich für nichts zu schade ist. Auf Pressekonferenzen pflegt sie ihr Schoßhündchen Lucy mitzubringen, das macht sich immer gut auf Fotos, und sie hat auch vieles andere im Repertoire. Bei den Olympischen Spielen in Südkorea vergoss sie im vergangenen Jahr auf einer Pressekonferenz bittere Tränen, weil ihr Opa gestorben war. Bei der WM in Åre nun, zum Abschluss der letzten Aufführung im Zirkus Vonn, trug sie während einer ihrer üblichen überfüllten öffentlichen Anhörungen noch anderes zu Markte. Diesmal setzte sie auf Anzüglichkeiten. Während der Pressekonferenz hatte sie per Handy ihren aktuellen

Freund, den Eishockey-Profi P. K. Subban, zugeschaltet. Das sollte ihre Aussage, dass sie nach ihrer Rückkehr dringend mit ihm Sex haben wolle, noch ein wenig interessanter machen. Was großes Kino werden sollte, geriet ihr wieder einmal zur Seifenoper. Aber die Aufmerksamkeit gehörte ihr.

Es besteht kein Zweifel, dass Vonn sportlich als eine der größten Rennläuferinnen in die alpine Geschichte einziehen wird. In Erinnerung bleiben werden vermutlich aber weniger ein Olympiasieg, zwei WM-Titel und 82 Weltcupsiege innerhalb von 14 Jahren, sondern auch und vor allem ihre so oft missglückten Versuche, nicht nur ein Ski-, sondern auch ein Popstar zu werden, ein Glitzergirl, eine Stil-Ikone, eine Lady Gaga auf zwei Brettern. Obwohl dafür eine halbe Generation zu alt, ist Lindsey Vonn in ihrer ungefilterten Mitteilsamkeit und Selbstinsze-

nierung eine ikonische Athletin der Generation Instagram. Eine, die sich zur Schau stellt, produziert, entblößt.

Warum es kaum eine Konkurrentin geben wird, die ihr eine Träne nachweint, auch das ließ sich in Åre noch einmal beobachten. Auf den Pressekonferenzen und auf der Piste. Nach ihrem heftigen Sturz im Super-G blieb sie so lange liegen, dass es – wie so oft – nach mehr aussah, als es war. Nach zehn Minuten fuhr sie dann regelwidrig und winkend den Kurs hinab ins Ziel. Anschließend hatte Viktoria Rebensburg wesentlich schlechtere Bedingungen, weil die Sonne hinter Wolken verschwunden war. Der Deutschen fehlten am Ende sieben Hundertstelsekunden zum Sieg. Nach dem Rennen gab es zwei Pressekonferenzen. Eine mit den Medaillengewinnerinnen. Und eine von Lindsey Vonn.



Mit Sicherheit nicht leise: Lindsey Vonn sagt servus. Foto EPA